

Diesen Dienstag werden die Geburtsstation mit ihren 38 Betten und die Neonatologie die Maistraße verlassen. Für einen Tag können in den alten und auch in den Kreißsälen der neugestalteten Klinik in der Ziemssenstraße Kinder zur Welt kommen. Eine Ärztin, eine Hebamme, eine Krankenschwester, zwei Mütter und ein Pförtner blicken zurück.

Der Pförtner

Armin Schmidt war 22 Jahre lang Pförtner an der Frauenklinik in der Maistraße. In dieser Zeit war er bei 14 Geburten dabei – an seiner Pforte, neben seiner Pforte, im Taxi, auf der Treppe, im Aufzug. An die erste Geburt erinnert er sich noch gut. Armin Schmidt war damals 35, neu im Job, als eine schwangere Frau mit ihrem Mann in die Klinik kam. Es sah dringend aus, Schmidt holte einen Rollstuhl, war nur kurz weg. „Als ich zurückkam, war das Kind schon da“, sagt er. Der Vater des Kindes wurde weiß, Schmidt auch. Aber er tat, was ein Pförtner tun muss. Er rief im Kreißsaal an, Hebamme und Kinderarzt kamen schnell und holten die junge Familie ab. Armin Schmidt blieb zurück an seiner Pforte und deckte ab, was von der Geburt auf dem Boden geblieben war.

Seitdem passierte es alle paar Jahre, dass er Geburten miterlebte. Eine Faustregel hat er: „Wenn die Dame sich hinlegt und das Pressen anfängt, dann wissen Sie, dass es soweit ist.“ Einmal kam ein Paar im BMW, der Kopf des Babys schaute heraus, aber das Auto sollte sauber bleiben, es war neu. Ein anderes Mal kam ein Kind tot zur Welt, der Arzt reanimierte es in der Pforte, „es ist zum Glück alles gut ausgegangen“, sagt Schmidt. Er hat unzählige Menschen in Stresssituationen erlebt. Schmerzverzerrte Frauen, zitternde Männer. Wenn die Geburt gut verlaufen war, kamen viele Väter herunter zu Armin Schmidt, eine rauchen. „Da bin ich viele Zigaretten losgeworden“, sagt er, „aber da gibt man ja gerne mal eine her.“ Schmidt wird auch nach dem Klinik-Umzug wieder angestrenzte Paare an der Pforte begrüßen. Und sich freuen, wenn sie als glückliche Eltern mit ihren Babys wieder rausgehen.

JULIA HUBER

Die Ärztin

Sie war noch nicht lange in der Maistraße, da erlebte Irene Alba Alejandre als junge Assistenzärztin in der Geburtshilfe ihre erste dramatische Situation. Bei einer Mutter hatten die Wehen eingesetzt, da kippte sie plötzlich um. Akuter Herzstillstand, ausgelöst durch eine Fruchtwasserembolie. Sofort begann ein Kollege mit der Herzdruckmassage, und die Oberärztin – damals selbst hochschwanger – schnitt gleichzeitig den Bauch der Patientin auf und holte das Baby. „Wir konnten Mutter und Kind retten. Das war ein unglaublich bewegendes Erlebnis.“

Emotional bewegend sei aber eigentlich jede Geburt, sagt die Ärztin, die heute stellvertretende Leiterin der Geburtshilfe in der Universitätsfrauenklinik ist. Die glücklichen und die komplizierten. „Es gibt Geburten, bei denen füllt sich der ganze Kreißsaal mit einer besonderen Energie“, sagt sie. In Spanien, ihrem Heimatland, sagt man „dar a luz“, ans Licht bringen. Einmal kam ein jüdisch-orthodoxes Paar, das viele Jahre sehnlichst auf die Erfüllung seines Kinderwunsches gewartet hatte. Diese Geburt, erinnert sich die Ärztin, sei so eine Licht-Geburt zur Welt. „Sie neigt überhaupt nicht zur Esoterik, „vielleicht überträgt sich einfach das Glückshormon der Mutter. Aber alle, die dabei waren, haben diese Atmosphäre geteilt.“

Ein Ehemann kippte bei der Geburt um und musste selbst behandelt werden

Vielleicht ist es auch der besondere Geist in der Maistraße, den alle, die dort arbeiten, beschreiben. Irene Alba Alejandre kam vor gut 15 Jahren aus Granada, um hier ihren Doktor zu machen. Die Liebe hatte sie nach München geführt. Ihr Mann ist auch Arzt, sie wollten eigentlich nach Spanien zurück. Doch dann erfasste die junge Ärztin eben dieser Maistraßen-Geist, erzählt sie. Und er ließ sie nicht mehr los.

Sie fing in der Neonatologie an, mit der Versorgung der Frühgeburteten, wechselte dann in die Geburtshilfe. In Unikliniken herrsche oft ein harter Ton – der Erfolgsdruck, die Konkurrenz unter Koryphäen in weißen Kitteln –, aber hier fühlte ich mich vom ersten Tag an aufgenommen wie in einer Familie.“ Die Kollegialität sei hier besonders. Das bestätigten immer wieder die Kolleginnen und Kollegen, die aus anderen Kliniken kämen. Und Extremsituationen, wie die des plötzlichen Herzstillstandes einer Mutter, „die bewältigt man nur mit einem sehr gut eingespielten Team“.

Vorbei seien auch die Zeiten, als ein meist männlicher Arzt noch weitgehend allein bestimmte, wie eine Geburt abzulaufen habe. Kaiserschnitt, Dammschnitt, Weheneinleitung – „man war früher viel schneller bei invasiven Maßnahmen“, sagt Irene Alba Alejandre. „Heute entscheiden wir gemeinsam mit der Frau.“ Manche Mütter hätten allerdings sehr romantische Vorstellungen, alles müsse „natürlich“ ablaufen. „Aber jede Geburt birgt ein Restrisiko. Die Natur kann auch brutal sein.“ Intensivmedizin und Neonatologie im Haus zu haben, sei daher beruhigend.

Ärztinnen und Hebammen kommunizieren heute viel mehr auf Augenhöhe. Als sie anfang, erinnert sich Irene Alba Alejandre, hätten die Schwestern oder Hebammen dem Herrn Professor oder der Frau Doktor noch das medizinische Besteck und alle anderen Hilfsmittel vorgelegt. „Heute heißt es: Irene, kannst du schnell kommen?“ Sie schätzt diese Teamarbeit



Wenn es um ihre Klinik geht, dann sprechen viele Ärztinnen, Pflegekräfte und Hebammen von „einer großen Familie“. Nun packt die Familie ihre Sachen und zieht an einen neuen Standort in der Ziemssenstraße. Nicht ohne Abschiedsschmerz.

FOTO: ROBERT HAAS

Der Geist der Maistraße

Die Frauenklinik in der Isarvorstadt ist nicht nur ein Gebäude. Hier spielten Hunderttausende kleine Geschichten. Von Leben und Tod, von Kummer und Glück. Jetzt steht der Umzug an – Angestellte und Patientinnen erinnern sich



Armin Schmidt ist Pförtner der Frauenklinik. 14 Geburten hat er an seiner Pforte miterlebt.



Irene Alba Alejandre arbeitet in der Geburtshilfe. Sie kam vor 15 Jahren nach München.



Die Drilllinge Marie, Sophie und Claire kamen 1993 in der 26. Schwangerschaftswoche zur Welt. „Alle waren so fürsorglich. Es war ein gemeinsamer Kampf um die Kinder“, sagt Bianca Brüning. FOTOS: PRIVAT



Julia Labriola und Leon. Er ist am Freitag in der Maistraße auf die Welt gekommen.



Manuela Mesirca arbeitet seit 30 Jahren in der Maistraße. FOTOS: ROBERT HAAS(3), FLORIAN PELJAK

Frauenklinik

Der Klinikkomplex in der Maistraße steht unter Denkmalschutz. „Die Medizin von heute passt nur noch schwierig in ein solches Gebäude“, sagt Klinikdirektor Sven Mahner. Man arbeite längst interdisziplinär. Das war in den Anfangszeiten unter Direktor Albert Döderlein noch etwas anders. Der Professor plante um 1910 mit dem Architekten Theodor Kollmann Räume, in denen er mit Röntgenstrahlen und dem radioaktiven Mesothorium experimentieren konnte.

Die Bedeutung der klinischen Geburtshilfe war zu dieser Zeit noch nicht so groß. Viele Frauen, vor allem aus wohlhabenderen Schichten, kamen damals mit Hilfe von Hebammen und Privatärzten zu Hause nieder. Und doch dachte man an die Ausbildung von medizinischem Personal.

Die Hebammenschule, deren Geschichte bis ins Jahr 1777 zurückgeht, wurde 1916 in

den Neubau integriert. In dem Hörsaal mit seiner spektakulären Glaskuppel durften in den frühen Jahren die Medizinstudenten – damals noch mehr Männer – sogar Geburten beobachten. Von Anfang an bis 1985 waren die Barmherzigen Schwestern in der Krankenpflege und der Hauswirtschaft dabei. Eine späte Aufarbeitung der Zeit des Nationalsozialismus, maßgeblich initiiert vom damaligen Klinikchef Günther Kindermann, ergab in den Neunzigerjahren, dass die Nonnen wohl nicht genötigt worden waren, bei den Zwangssterilisationen zu assistieren. 1300 Frauen wurden gemäß dem „Gesetz zur Verhütung erbkranken Nachwuchses“ unfruchtbar gemacht oder mussten abtreiben.

Es gab also viel Wohl, aber auch Weh in der Maistraße. Nachzulesen ist das im Buch zu 100 Jahre Maistraße unter: <https://100-jahre-maistrasse.de>

BUB

Die Hebamme

Manuela Mesirca, 59, kennt die Frauenklinik als Mutter, als Auszubildende und Hebamme. Sie fühle sich als Urgestein der Maistraße, sagt sie in einem Gespräch am Telefon mitten im Umzugswahnsinn. Man erreicht sie in der neuen Klinik an der Ziemssenstraße. Sie sorgt dafür, dass die Kreißsäle eingerichtet sind, damit es dort nahtlos weitergehen kann mit den Geburten. Das neue Haus sei für die Abläufe viel praktischer und für die Mütter bequemer, sagt sie. Es ziehe nicht durch alte Fenster, die Patientenzimmer haben alle Bäder. Aber der Blick von der Terrasse auf die Frauenlobstraße? Der Garten im Innenhof, wo im Frühjahr die Entenmutter gebrütet und ihren Küken im Brunnen das Schwimmen beigebracht hat? Das werde sie vermissen, sagt Manuela Mesirca. Und einiges mehr. Wenn sie könnte, würde sie den oft zitierten Geist der Maistraße einfach mit in die Umzugskisten packen.

Der Mann mit den Blumen war nicht der Vater, er kam von Fleurop

Es ist dieses Miteinander für das Wohl der Frauen in einer außergewöhnlichen Umgebung. Das hat sie als Auszubildende erlebt und als sie 1985 mit Hilfe der Kolleginnen ihren Sohn geboren hat. Heute leitet sie selbst 35 Hebammen an. Mehr als 30 Berufsjahre liegen hinter ihr. Am Anfang ihrer Karriere hatte man ihr gesagt: Richte dich darauf ein, in zwei Jahren machst die Maistraße zu. Die Wehmut stand also immer zur Seite in dieser Klinik, zu der Mesirca sagt: „Sie ist wie ein venezianischer Palazzo mit morbiderm Charme.“

Um die 100 Geburten hatte sie jedes Jahr. Insgesamt kamen zuletzt jährlich etwa 2500 Kinder zur Welt. Weniger als ein Viertel per Kaiserschnitt. „Wir sind ein Haus, dass sich um vaginale Geburten bemüht.“ Dann fällt Mesirca die Geschichte von dem Mann mit dem Blumenstrauß ein. Er kam von Fleurop und gehörte gar nicht zu der stöhnenden Mutter, zu deren Bett man ihn stellte. Er hielt durch bis zum ersten Babyschrei. Ein Fehler, der nur einmal passierte. Niemand ist dabei zu Schaden gekommen. Die Hebamme amüsiert sich immer noch sehr darüber.

Jede Geburt sei immer wieder etwas Besonderes für sie. Als junge Frau seien ihr oft vor Rührung die Tränen gekommen. Heute freue sie sich vor allem, wenn bei einem Paar alles so gelaufen ist, wie es im Vorgespräch gewünscht war: vielleicht Entspannung in der Badewanne oder eine frühe PDA gegen die Schmerzen. „Für mich ist es wichtig, auf die verschiedenen Bedürfnisse der Frauen eingehen zu können“, sagt Mesirca. Die seien kulturell durchaus unterschiedlich. Nicht alle Mütter wollten sofort nach der Geburt das nasse Kind auf ihrem Bauch.

SABINE BUCHWALD

Die Wochenpflegerin

Uta Übelherr kann sich noch gar nicht vorstellen, wie es sein wird, wenn sie zum letzten Mal aus der Klinik geht. Für sie ist die Frauenklinik nicht nur ein Gebäude, sie besteht aus Hunderttausenden kleinen Geschichten. Von Leben und Tod, von Kummer und Glück. Uta Übelherr, 61, ist seit mehr als zwanzig Jahren Wochenpflegerin in der Maistraße, die meiste Zeit arbeitete sie auf der Pränatalstation. Das ist die Station, auf der die Risikoschwangeren betreut werden, bevor sie ihre Kinder bekommen.

Uta Übelherr kann so viel erzählen vom Alltag in der Klinik, vom Warten auf das Kind. Da war die Frau, die eine halbe Bücherei mit ins Krankenhaus brachte. Da war die Frau, die Gospel sang. Die Raucherin, der alle das Rauchen auszutreiben versuchten. Die Kaffee-Liebhaberin. Es gab werdende Mütter, die malten den ganzen Tag Mandalas und tapezierten ihre Zimmer damit. Andere schauten so heftige Krimis im Fernsehen, dass Uta Übelherr sich Gedanken machte, ob das wehen-angregend sein könnte. Und zwei Schwangeren war während der Wartezeit so langweilig, dass Uta Übelherr und ihre Kolleginnen ihnen das Stricken beibrachten. Die beiden Schwangeren strickten also den ganzen Tag Babykleidung. So viel, dass ihr Zimmer, Nummer 146, auf der Station nur noch „Strickzimmer“ genannt wurde.

Da war die zwölfjährige Schwangere, bei der ein Lehrer in die Klinik kam, um sie zu unterrichten. Die 59-Jährige, schwanger mit Drillingen, die einen jüngeren Mann geheiratet hatte und ihm noch einmal Kinder schenken wollte. Die selbständige Unternehmerin, die ihr Home-Office ins Klinikbett verlegte. Die junge Frau, die 100 Tage in der Klinik verbrachte und jeden einzelnen Tag zählte.

Im Winter bastelten sie auf der Station Weihnachtssterne. Im Sommer beobachteten sie, was im Garten der Klinik los war. Und es war immer was los, erst kürzlich brachte dort ein Eichhörnchen Fünflinge zur Welt. Uta Übelherr legte der Eichhörnchenmutter Walnüsse hin. Ein anderes Mal kam eine frühere Patientin durch den Garten gelaufen, schob ihre vier Kinder im Bollerwagen vor sich her. Sie kam, um Danke zu sagen. Den Garten, das Gebäude, die Atmosphäre der Klinik – „das werde ich sehr vermissen“, sagt Uta Übelherr, „das kann man nicht mitnehmen.“ Sie hat hier Frauen getroffen, die erzählten, dass schon ihre Mutter und Oma im selben Haus geboren wurden. Uta Übelherr wird mit der Klinik umziehen, sie wird auch im neuen Haus dabei sein. Aber es wird anders sein, sagt sie. Uta Übelherr hat sich deshalb extra für den Spätdienst am Dienstag einteilen lassen. Für die letzten Stunden in der Maistraße. Sie wird noch einmal durchs Gebäude gehen, schauen, ob die Fenster zu sind, alles fotografieren. Uta Übelherr will die letzte sein, die geht und das Licht ausmacht.

JULIA HUBER